

HEYNE <

KAI MEYER



DIE  
UNSTERBLICHE  
DIE ALCHIMISTIN II

ROMAN

durchgemacht hatte – eine echte Dame geworden, feinfühlig im Umgang mit den Angestellten, zupackend, wenn sie in der Küche gebraucht wurde.

Nie wäre Aura auf den Gedanken gekommen, dass ihre Halbschwester tief im Herzen todunglücklich war. Und, mehr noch, dass sie selbst, Aura, die Ursache dieses Unglücks war.

Im Grunde lief es auf eines hinaus: Neid. Sylvette beneidete Aura um die Freiheiten, die sie sich nahm, während die Verantwortung für das Schloss auf den Schultern ihrer jüngeren Schwester lastete. Und sie beneidete sie um ihre Reisen quer durch Europa, auch wenn Sylvette nie großes Interesse an anderen Ländern gezeigt hatte. Sie beneidete sie um das Wissen, das sie sich in siebzehn Jahren im Laboratorium und der Bibliothek ihres Vaters angeeignet hatte; nicht so sehr um ihre Kenntnisse alchimistischer Zusammenhänge – nichts hätte Sylvette ferner liegen können –, sondern um ihre Allgemeinbildung, ihr Schulwissen, ihr Gefühl für andere Sprachen. Mehrfach hatte Aura ihre Schwester mit Büchern in der Bibliothek ertappt, mit Lexika und Nachschlagewerken über Natur, Kultur und Geschichte, mit Sprachlehrbüchern, Dramen und Poesie. Doch das änderte nichts daran, dass Sylvette sich Aura unterlegen fühlte, mochte sich auch noch so oft zeigen, dass sie diejenige war, die den Misslichkeiten des Alltags gewachsen war, während Aura sich lieber im Dachgarten verschanzte und die wundersame Pflanzenwelt studierte, die ihr Vater in dem riesigen Gewächshaus kultiviert hatte.

Sie hatten über all das miteinander geredet. Meist aber endeten solche Gespräche damit, dass sich Sylvette trotzig auf den Standpunkt stellte, Aura sei ihr intellektuell überlegen. Es sei unmöglich, mit ihr über diese Dinge zu sprechen, behauptete sie. Aura könnte sie nicht verstehen, und, *sei doch ehrlich*, eigentlich hätte sie es auch niemals ernsthaft versucht.

Nur um eines beneidete Sylvette Aura nicht im Geringsten: Sie hatte, ebenso wie Gillian, die Unsterblichkeit abgelehnt, als Aura sie ihr anbot. Danach hatte sie nie wieder ein Wort darüber verloren. Aura kannte die Wahrheit: Sylvette hatte als Kind erlebt, was eine jahrhundertelange Existenz aus anderen gemacht hatte, aus ihrem Vater Lysander und dessen Meister Morgantus.

Aura fragte sich, ob Sylvette trotz ihrer Minderwertigkeitskomplexe nicht doch die Klügere von ihnen beiden war. Immerhin hatte sie die Tücken des Lebens durchschaut, während ihre ältere Schwester von einem Fiasko ins nächste schlitterte.

Aura hatte Fehler gemacht, viele Fehler. Nachdem Gillian sie verlassen hatte, hatte sie geglaubt, es könnte nicht mehr schlimmer kommen. Nun aber hatte sie auch noch ihren Sohn verloren. Ihr Leben, ganz egal, wie lange es währen mochte, zerrann ihr unter den Händen. Die Ewigkeit war nicht mehr allein Verheißung, sondern auch Drohung.

Blindlings stürzte sie sich auf ihre Studien, auf die ziellose Suche nach Dingen, die sie nicht wirklich verstand. Was war das Verbum Dimissum, dessentwegen sie nach Paris gekommen war? Ein Wort, mit dem die Schöpfung der Welt begonnen hatte. Doch falls sie es jemals fand – aufgeschrieben, ausgesprochen, ganz egal –, was würde sie damit tun? Sie wusste es nicht und hatte sich auch noch keine Gedanken darüber gemacht. Es war die Suche, die sie antrieb, und es spielte nicht wirklich eine Rolle, um was es dabei vordergründig ging. So lange es nur die Leere in ihrem Inneren füllte und verhinderte, dass sie allzu oft über sich selbst und ihr Versagen nachdachte.

Verrückt.  
Zumindest auf dem besten Weg dorthin.  
Und alle starteten sie an.

Sie nahm eine Droschke und ließ sich zu Philippes Palais fahren.

Das Anwesen gehörte Auras Familie, eine von unzähligen Immobilien, auf denen der Reichtum der Institoris' gründete. Es blieb abzuwarten, wie viel nach einem Krieg davon noch übrig sein würde. Philippe Monteillet hatte das Haus vor vielen Jahren gemietet, als die Makler noch Auras Vater Rechenschaft schuldeten. Sie selbst hatte sich nach Nestors Tod lange Zeit nicht um die Besitztümer der Familie gekümmert, bis besorgte Briefe von Notaren und Justitiaren aus ganz Europa ihr schließlich die Notwendigkeit ihres Einschreitens vor Augen führten. So hatte sie den Erhalt des Vermögens als eine weitere Aufgabe akzeptiert, um sich von ihren trüben Gedanken abzulenken.

Sie ließ sich unter dem schmiedeeisernen Torbogen der Auffahrt absetzen und ging den Weg zum Eingang zu Fuß. Sie wusste, wer ihr öffnen würde, und sie wollte ihm keinen Grund liefern, ihr Befinden infrage zu stellen. Raffael wäre gewiss dankbar für jedes Zeichen ihrer Schwäche.

Mochte der Teufel wissen, welchen Narren Philippe an dem Jungen gefressen hatte. Gewiss, Raffael sah gut aus, aber das taten sie alle, jeder von Philippes Liebhabern, denen sie über die Jahre bei ihm begegnet war. Raffael war nur der aktuelle in einer langen Reihe von Favoriten, die Philippe durch großzügige Geschenke bei Laune hielt. Er wusste es, sie wussten es. Es war ein Handel, von dem alle profitierten, perfekt für Männer mit Philippes Vermögen und Vorlieben.

Raffael jedoch war anders als seine Vorgänger, und Aura war sich nicht sicher, ob auch Philippe das bemerkt hatte. Einmal, während ihres letzten Aufenthalts in Paris vor rund einem Jahr, hatte Raffael Aura unumwunden aufgefordert, sich mit ihm in eines der zahlreichen Schlafzimmer des Palais zurückzuziehen. Auras Besuch hatte eine Überraschung sein sollen, und Philippe war an jenem Tag nicht daheim gewesen. Raffael, der angeblich nur Männer liebte, war immer zudringlicher geworden.

Da hatte sie ihm die Nase gebrochen.

Seither waren die Fronten geklärt.

»Aura«, sagte Raffael mit falschem Strahlen, als er ihr nun die Tür öffnete. »Wie schön.« Er blieb im Türrahmen stehen und machte keine Anstalten, sie einzulassen. Stattdessen musterte er sie von oben bis unten. Sie wusste, was er sah. »War eine lange Nacht, was?«

Steckte er dahinter? Hatte er mit Philippes Geld einen seiner dubiosen Freunde bezahlt, um sie einzuschüchtern? Nein, Raffael brachte schwerlich so viel Fantasie auf. Zudem musste er noch immer befürchten, dass Aura Philippe von seinen Avancen erzählte. Raffael war ein Mistkerl, gewiss, aber er hatte nichts mit den Geschehnissen in ihrem Hotelzimmer zu tun.

Zumal diese Lösung auch einem anderen Verdacht widersprochen hätte, der sich allmählich in ihr breit machte. Es war höchste Zeit, mit jemandem darüber zu sprechen.

»Lass mich rein, Raffael. Ich will zu Philippe.«

Er grinste, sichtlich bemüht, trotz seines Widerwillens gut auszusehen. »Philippe hat viel zu tun. Der Maskenball, du weißt schon. Vielleicht kommst du lieber ein andermal wieder.« Sein hellblondes Haar stand in starkem Kontrast zu seinen dunklen Augenbrauen. Er war gebaut wie ein Artist, schlank und geschmeidig. Vor zehn Jahren hätte sie ihn vermutlich attraktiv gefunden.

»Hör auf mit dem Unsinn, Raffael!«

Als er nicht reagierte, schob sie ihn mit der Hand beiseite und ärgerte sich noch im selben Moment, dass sie ihm auf den Leim gegangen war. Er hatte sie dazu gebracht, ihn anzufassen, und wenn auch nur, um ihn zur Seite zu schieben. Er wusste genau, wie zuwider ihr das war. Am liebsten hätte sie ihm das selbstzufriedene Lächeln aus dem Gesicht gekratzt.

Stattdessen blieb sie stehen und starrte ihn an, sah ihm nicht in die Augen, sondern nur auf die Nase, den einzigen Teil seines Gesichts, der nicht länger makellos war. Der Bruch war schief zusammengewachsen, und sie frohlockte insgeheim, als sie seine Unsicherheit bemerkte. Er war es gewohnt, seine Schönheit als Waffe einzusetzen – solange man nicht seinen einzigen Schwachpunkt erkannte, das Lindenblatt auf der Schulter des Drachentöters. Auras Blick stieß wie eine Lanze in seinen wunden Punkt. Es war ihm so unangenehm, dass er sich rasch abwandte und die Haustür schloss.

Erhobenen Hauptes durchquerte sie die Eingangshalle und schlug den Weg zum Ballsaal ein. Philippe gab morgen Abend einen Maskenball – trotz oder wegen des beginnenden Krieges, sie war nicht ganz sicher –, und die Vorbereitungen liefen auf Hochtouren. Er war der einzige Mensch in Paris, dem sie genug vertraute, um mit ihm über ihren Verdacht zu sprechen.

Die Eichenflügel der Saaltür standen offen. Philippe Monteillet befand sich inmitten eines wimmelnden Pulks aus Bediensteten und Dekorateurinnen. Seine langen Arme wirbelten wild umher, wiesen nach rechts auf ein paar Stoffbahnen, die höher gehängt werden mussten, fuchtelten links, um Anweisungen für die Aufstellung der Büfettische zu geben. Dabei redete er unablässig auf ein paar Musiker ein, die in Straßenkleidung das morgige Programm mit ihm abstimmten.

»Aura!«, rief er lachend, als er sie entdeckte, ließ alle anderen stehen und eilte ihr entgegen. Aufgrund der beachtlichen Größe des Ballsaals dauerte es eine ganze Weile, ehe sie sich gegenüberstanden. »Du kommst gerade richtig.«

Sie lächelte. »Brauchst du noch jemanden, der Brote schmiert?«

Er fuhr sich mit der Hand durch sein weißes wallendes Haar. Es fiel bis auf seine Schultern. Für einen Fünfzigjährigen besaß er eine erstaunliche Haarpracht.

»Einen Mann!«, sagte er. »Ich brauche einen echten Mann.«

»So?« Zweifelnd hob sie eine Augenbraue.

Er zwinkerte ihr zu. »Du bist mehr Mann als die meisten Männer, die ich kenne.«

Sie dachte an ihren Schlag auf Raffaels Nase und war geneigt, ihm Recht zu geben.

Philippe ergriff ihren Arm und zog sie mit sanftem Nachdruck in die Mitte des Saals, forderte sie auf, sich umzuschauen, und bat sie bei jedem einzelnen Teil des Dekors um Rat. Sie tat ihr Bestes, seiner Erwartung zu entsprechen und musste sich eingestehen, dass er mit seiner Behauptung gar nicht so falsch lag: Wenn es weiblich war, sich den Kopf über

Girlanden, Schmuckbänder und Blumengestecke zu zerbrechen, so unterschied sie sich in der Tat von anderen Frauen. Philippe, der wohl gehofft hatte, sie möge einige seiner Entscheidungen infrage stellen, bemerkte ihre Unbeholfenheit und schien spätestens nach ihrem dritten Ratschlag nur noch aus Höflichkeit zuzuhören.

»Lassen wir das«, sagte er schließlich. »Was führt dich her? Ich dachte, ich sehe dich erst morgen Abend beim Ball.« Seine Brauen rückten näher zusammen. »Du willst doch nicht absagen, oder?«

Sie schüttelte den Kopf, schaute sich um, bemerkte die neugierigen Blicke der Umstehenden und senkte ihre Stimme. »Kann ich dich unter vier Augen sprechen?«

»Sicher.«

Dankbar registrierte sie den Anflug von Besorgnis in seiner Miene. Sie hätte gleich gestern zu ihm kommen sollen. Da war etwas in seiner Erscheinung, seinem Lachen, aber auch in dem großen Ernst, den er Problemen anderer entgegenbrachte, das ihn zum idealen Gesprächspartner machte. Es hätte sie beruhigt, mit ihm über diese Sache zu reden. Zum Glück war es noch nicht zu spät.

Er führte sie in eines der Nebenzimmer. Raffael folgte ihnen in einigem Abstand, aber Philippe schloss die Tür, bevor sein junger Liebhaber zu ihnen aufschließen konnte.

Er goss zwei Gläser Sherry ein, wohl wissend, dass er auch das von Aura würde austrinken müssen. Ihr war nicht nach Alkohol zumute.

»Was kann ich für dich tun, meine Liebe?«

Er war der Einzige, dem sie diese Anrede nachsah. Ihm gelang es sogar, sie mit einem gewissen Charme zu benutzen, keineswegs väterlich oder gönnerhaft. Er meinte es so, wie er es sagte. *Meine Liebe*.

Sie suchte einen Moment nach den richtigen Worten, dann sprudelte alles aus ihr heraus. Sie erzählte von dem blutigen Handabdruck. Von dem sechsten Finger. Von ihrer Unsicherheit, dass sie sich verfolgt und beobachtet fühlte. Auch dass sie bei ihrer Suche nach dem Verbum Dimissum keinen Schritt weitergekommen war und ein schlechtes Gewissen hatte, weil Sylvette und ihre Mutter auf Schloss Institoris so nahe an der Front waren.

Philippe hörte geduldig zu, ergriff hin und wieder ihre Hand, streichelte ihre Finger, ließ sie aber bis zum Ende reden, ohne sie zu unterbrechen. Dann erst stand er auf, schenkte sich einen dritten Sherry ein und drehte sich mit dem Glas in der Hand zu ihr um.

»Du hättest mein Angebot annehmen und hier im Palais übernachten sollen.«

Sie hatte abgelehnt, um Raffaels Annäherungsversuchen zu entgehen. Aber dies war der falsche Zeitpunkt, um mit Philippe darüber zu sprechen. Deshalb hob sie nur unschlüssig die Schultern. »Vielleicht.«

»Es dürfte nicht allzu schwer gewesen sein, an einen Ersatzschlüssel deines Zimmers zu kommen«, sagte er. »Mit Geld lässt sich alles erreichen. Frag mich nicht, was ich bezahlen musste, um trotz der Mobilmachung ein Büfett für zweihundert Personen auf die Beine zu stellen. Ganz zu schweigen von all den dekorativen jungen Herren, die den Gästen Champagner servieren werden.«

»Ich wundere mich auch gar nicht darüber, dass es irgendwem gelungen ist, in mein Zimmer zu kommen. Die Frage ist vielmehr, was er von mir will.«

»Offenbar nicht viel. Sonst hätte er es sich geholt, nicht wahr?«

»Sehr beruhigend.«

Er trat auf sie zu und strich ihr übers Haar. »Tut mir leid. Denk nicht, dass ich diese Sache nicht ernst nehme. Warum lässt du nicht dein Gepäck holen und ziehst bei mir ein? Du kannst bleiben, so lange du willst.«

Einen Moment lang war sie versucht, sein Angebot doch noch anzunehmen. Mit Raffael würde sie fertig werden. Dann aber schüttelte sie den Kopf. »Es geht schon. Danke.«

»Du hast gesagt, du fühlst dich verfolgt.«

»Ich bin ein wenig«, sie zögerte, »ein wenig durcheinander in letzter Zeit. Diese Sache mit Gian ... Du hättest ihn sehen sollen, als er abgereist ist. Er hat getobt. Tess hat mir geschrieben, und was sie über ihn erzählt, klingt nicht, als hätte er sich beruhigt. Er behauptet, ich hätte erst seinen Vater und jetzt auch ihn aus dem Haus getrieben.«

»Ist es wegen des Krieges?« Philippe trank den Sherry aus und stellte das leere Glas beiseite. »Glaubt er diesen Unsinn über Ruhm und Ehre und Vaterland? Es ist ein Elend, mitanzusehen zu müssen, wie all diese Jungs darauf brennen, an die Front zu ziehen. Keiner von denen weiß, was ihnen wirklich bevorsteht. Sie wissen nicht, was es heißt, zu kämpfen. Und bekämpft zu werden.«

»Gian ist im Schloss aufgewachsen. Auf einer Insel. Es würde mich wundern, wenn er mit diesem patriotischen Unfug in Berührung gekommen wäre.«

Er hob eine Braue. »Aber du weißt es nicht genau?«

Beschämt senkte sie den Blick. »Nein. Ich weiß viel zu wenig von ihm.« Vielleicht wäre manches anders gekommen, wenn sie nicht all die Jahre im Laboratorium auf dem Dachboden des Schlosses verbracht hätte. Warum hatte sie nicht erkannt, dass sie den gleichen Fehler beging wie ihr eigener Vater? Sie hatte Nestor in ihrer Jugend kaum zu Gesicht bekommen, und auch er hatte sie schließlich gegen ihren Willen fortgeschickt. Wie sehr hatte sie ihn dafür gehasst.

Durch die Tür des Ballsaals ertönten aufgeregte Stimmen, dann polterte etwas, gefolgt von wilden Flüchen. Philippe verdrehte die Augen und ließ sich müde in einen Sessel neben dem Kamin fallen.

»Wegen der Hand – hast du einen Verdacht?«

Sie nickte. »Ich hab gestern und heute eine Menge nachgedacht. Ich hatte nicht genug Zeit, alles nachzuschlagen, aber ich glaube, ich weiß, was der Abdruck zu bedeuten hat.«

Sie überlegte kurz, wo sie beginnen sollte. Philippe ließ sie nicht aus den Augen und wartete darauf, dass sie fortfuhr. Er kannte sie besser als die meisten anderen, und sie wusste, dass er ihre Theorie ernst nehmen würde. Als sie ihm vor ein paar Jahren vom Gilgameschkraut erzählt hatte, hatte er ihre Behauptungen nicht einen Augenblick lang infrage gestellt. Er hatte Nestor gekannt, zumindest ein wenig, und er wusste genug über Alchimie, um ihr zu glauben. Seine Bildung in diesen Dingen war beträchtlich, auch wenn sie vermutete, dass die Lehre für ihn nicht viel mehr als eine vorübergehende Modeerscheinung war. Seit Jahren galt Paris als heimliche Hauptstadt der Alchimisten, und längst war es in der besseren Gesellschaft *en vogue*, okkulten Zirkeln anzugehören, spiritistische Sitzungen abzuhalten und über das Große Werk zu sprechen, als ginge es um eine besonders hübsche Geburtstagstorte. Philippe war äußerst anfällig für Moden aller Art.